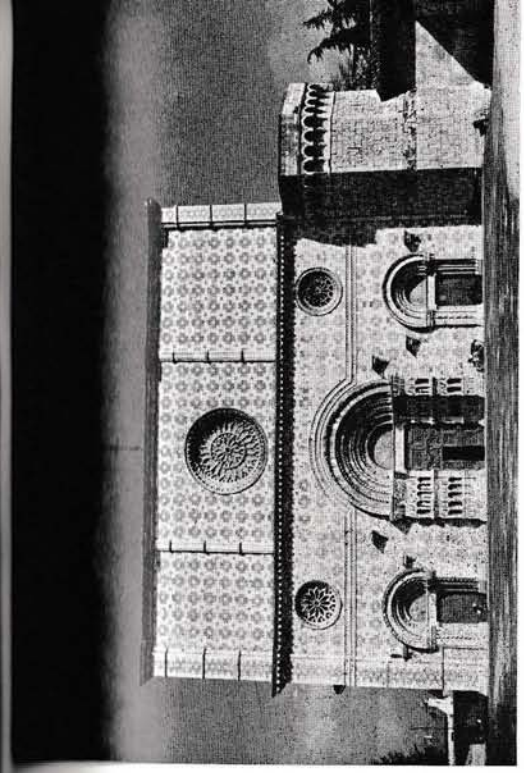
Vagans monachus

Als müßte er vorsichtig das ihm bestimmte Einfahrtsgeleise aussuchen, kriecht der Gotthard-Schnellzug dem Mailänder Bahnhof zu. Mit großer Verspätung übrigens. Der Dirittissimo per Ancona wird mir vor der Nase wegfahren. Im Moment möchte ich mich deswegen aufregen, so nach Art der Zeitkinder, nicht wahr, die es nicht leiden, wenn andere sich nicht an den Fahrplan halten. Schon in Como oben hatte es eingenachtet. Jetzt brandet das Lichtermeer der Großstadt an den Bahndamm. In der Ferne steht eine lichte Himmelsleiter, ein grattacielo. Und da wirft das grell erhellte Glasgehäuse eines Stellwerkes seinen Schein herab. Ein Mensch hantiert am Schaltbrett. Ein zweiter lehnt, auf die Ellbogen gestützt, durchs Fenster in die Herbstnacht. Man sieht nur seine Silhouette; aber es ist mir, er blicke mir nach. Da lasse ich meinen ganzen Groll fahren. Ich denke: Welch eine Kette von diensttuenden Menschen hat mir auf der langen Strecke wirklich treu und zuverlässig ihren Dienst getan. Ganz selbstverständlich bin ich in Luzern eingestiegen, ebenso selbstverständlich wäre ich nun in Mailand ausgestiegen — wenn mir nicht das Licht des Stellwerkes in die Augen gezündet hätte. Ich falle nicht so schnell in die Knie vor den Werken der Technik, aber ich bewundere sie als armseliger Laie. Wegen einer Gotthardloki bleibe ich nicht lange stehen — sie hält mir ihr Inneres zu schön verborgen. Doch von einem farbig bemalten Karren in Umbrien oder im Mezzogiorno werde ich fasziniert sein.

Gottlob ist die Technik wie alles Menschenwerk nicht ganz vollkommen. So hat die gütige Vorsehung noch Raum, sich milde einzumischen. Dank der glücklichen Verspätung erreiche ich mit dem folgenden Zug die Küste der Adria, just als die Sonne sich zum Aufstehen anschickt. Nun scheint sie über das lavendelgrüne Wasser und treibt mit ihren Strahlen die Schaumwellen wie lauter geschmolzenes Silber vor sich her. Doch wie kann man das beschreiben, eine solche Fahrt am Saume des Festlandes und am Saume des Meeres. Die Straßen von Rimini sind noch kaum erwacht. Die Gäste von Miramare werden sich den Schlaf noch lange nicht aus den Augen reiben.

Die Allerweltstummelplätze sind nichts für einen Monachus. Mein Miramare heißt heute Sta. Maria di Portonovo. Ich steige in eine hinter Ancona, am Fuße des Monte Conero gelegene Bucht hinunter. Sie ist jetzt still. Auf dem Sande stehen die himmelblau gestrichenen Badekabinen verlassen in Reih und Glied. Der Körper der alten Klosterkirche ruht auf einer Klippe. Die Signora Custode, die mir den byzantinisch gekuppelten Raum aufschließt, erläßt mir freundlich den Eintrittsbatzen — mit Recht, ist er doch eine benediktinische Stätte. Frü-



Ancona, Sta. Maria di Portonovo — Aquila, Sta. Maria in Collemaggio
Norcia, Bauernhaus — Bominaco (Aquila), Sta. Maria Assunta

her durchdrangen sich hier das untergründige Donnern der unablässig herantreibenden Wogen und das rhythmische Psalmodieren der Gott lobenden Mönche. Wenn man die Türe des linken Seitenchores öffnet, sieht man auf die Wellen hinunter, die das Ufer belecken; und es ist einem, als sei dieser Bau einmal wie eine Arche aus dem Byzantinischen herübergefahren und dann beim Zurückgehen der Wasser an diesem herrlichen Platz sitzen geblieben. Um so eines Bauwerkes willen lohnt es sich, die Absätze abzulaufen. Ich habe Portonovo nicht etwa zufällig entdeckt. Eine Reise muß man doch vorbereiten. Einige Orte, wohin es mich zieht, habe ich als Fixpunkte bestimmt, und an diesen Nägeln habe ich die Route locker aufgehängt. Locker, denn man muß auch beweglich bleiben.

Nach Ancona zurückgekehrt, steige ich zum Dom hinauf, den ich am Morgen schon von weitem erspäht hatte. Er krönt den Felsen, in dessen Schutz sich der Hafen geborgen weiß. Von dort oben wiederum fällt der Blick auf die Schiffswerft hinunter. In dem rostroten Eisenhaufen eines heranwachsenden Oeltankers krabbeln die Bauleute gleich Ameisen herum. Für Fahrzeuge und Bauwerke im Werdezustand habe ich ein Faible. Schon bin ich auch unten zu Füßen der eisernen Arche. Das gibt eine interessante Photi. Aber wie ich den Apparat zücke, klopft mir ein Uniformierter von rückwärts auf die Schulter: „E vietato di prendere fotografie!" Ich meine nur, er müßte mir doch meine Ungefährlichkeit ansehen. Er lächelt. Er tut ja nur seine Pflicht. Im Hafen von Livorno schauten mich auch einmal einige Marineleute so an, als wäre ich ein verkleideter Spion. Da muß ich denn doch jenen Torhüter einer Werft in La Ciotat loben: Der wartete höflich, bis ich geknipst hatte.

Von Spoleto nach Norcia, in die Vaterstadt St. Benedikts hinauf fährt eine Schmalspurbahn. Zuhinterst, auf der halboffenen Plattform habe ich Posten bezogen. So kann ich das Tal der Nera freier besehen, das die Bahn in Kehrtunnels und endlosen Kurven bewältigt. An den steil abfallenden Berghängen nisten kleine Dörfer. Eines zieht sich spiralig um einen Felskegel. Mein Entschluß steht schon fest: Auf dem Rückweg werde ich ein Stück des Weges zu Fuß genießen und dort hinaufsteigen. Nun biegen wir in die schluchtartige Rinne eines Seitenflüßchens ein, das die enge Talsohle selbst jetzt im Herbst noch österlich ergrünen läßt. In Serravalle steigen munter schwatzende Pilger aus; sie fahren mit ihren Anliegen zur heiligen Rita nach Cascia hinauf.

Bald aber tun sich die Berge auseinander und machen einer weiten Hochebene Raum. Eingangs, auf einer vom nördlichen Gebirge vorgeschobenen Terrasse, liegt die auch heute noch von den vier Mauern allseitig eingefaßte VETUSTA NURSIA. Nicht etwa, daß diese Lettern,

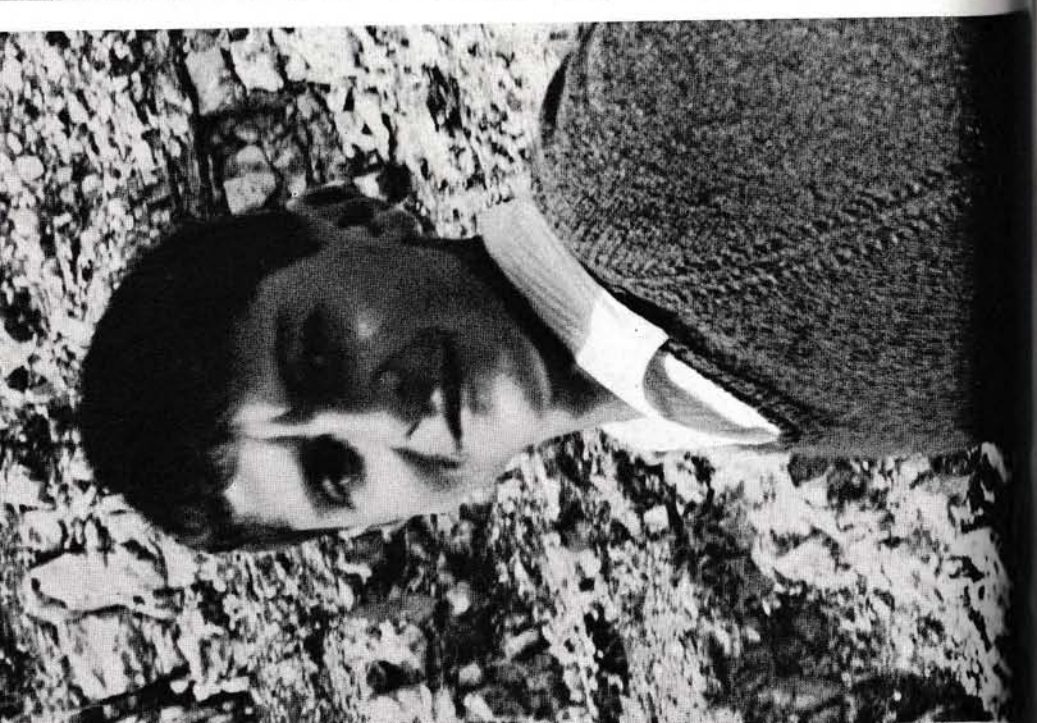
Norcia von Süden und von Norden

die dem Haupttor in römischer Schrift auf die Stirn gemeißelt stehen, mein Herz schon höher schlagen ließen. Dazu bin ich zu wenig historisch bewegt und beweglich. Aber was mich sofort heftig anmutet, ist etwas ganz Gegenwärtiges: die geologische Situation dieser kleinen Bergstadt. Ihre Lage und Gestalt verhalten sich zu dem Hochtal ganz ähnlich wie die unseres Klosters zu unserem oberen Engelberger Tal. Die Ebene, der Piano di Sta. Scolastica, ist ausgedehnter, aber die Stadt in ihrem Geviert auch entsprechend größer als unsere Klosteranlage. Der Mittagssonne zugeneigt, steigt sie gegen Norden leicht an. Et montes in circuitu eius! Es sind nicht unsere jähen, zackigen, nackten Felsberge. Wie Hügel sind ihre Kuppen anzusehen, aber die Sanftheit der Form täuscht über ihre Höhe hinweg. Ihr Reigen um dieses Tal ist wunderbar, und das Echo zu den härteren und kubischeren Formen der Stadtmauer werfen sie ganz milde zurück. I Sibillini heißen sie.

Von der frischen Morgenfrühe an mache ich Skizzen und Aufnahmen, bis mich die Sonne zu brennen beginnt. Gestern habe ich mir ihren Lauf, den Wandel des Lichtes und die günstigen Standorte gemerkt, von denen aus ich das rustikale Leben beobachten kann, das sich tagsüber in den kleinen Straßen und noch mehr vor den Stadttoren draußen abspielt. Es macht den Eindruck noch recht unverdorbener Ursprünglichkeit. Ich meine, hier oben müßte wieder ein Benediktinerkloster gegründet werden. Jetzt sind es wenigstens die Benediktinerinnen, die, an der nördlichen Mauer oben, die Ehre des Ordens retten. In der Chiesa di San Benedetto führt mich ein geistlicher Herr unter den Kirchenboden hinab und erklärt mir, die freigelegten Gemäuer seien das Elternhaus des Benediktus und der Scholastika. Und dort sei die Kammer, in der die beiden heiligen Geschwister als Zwillinge geboren wurden. Draußen, mitten auf dem hellen Hauptplatz, steht ein steinerner Vater Benediktus auf hohem Sockel, wie ein Cavour oder Garibaldi in Stil und Pathos. Wie mag Benediktus etwa ausgesehen haben, als er so jung war wie einer unserer Erstkläßler oder als man ihn als etwa Fünfzehnjährigen nach Rom studieren schickte? Das interessiert mich. (Ich gebe zwei Nursiner wieder, von denen ich glaube, sie seien waschecht.)

Aquila! Ich wußte zum vornherein, daß mich die Hauptstadt der Abruzzen nicht enttäuschen könne. Jedesmal, wenn gegen Ende der längsten Samstagmette das „sicut aquila“ auftaucht, verbannt es mir die restliche Müde aus den Gliedern. Die geographische Karte, auf der ich Aquila am Südabhang des Gran Sasso d'Italia liegen sehe, hat mir die vorauseilendePhantasie beflügelt. Daß die Stadt vom Hohenstaufer-kaiser Friedrich II. — ich denke zur Befestigung seiner Herrschaft — gegründet worden ist, imponiert mir an sich noch nicht; schon eher,

Norcia, Piano di Sta. Scolast
Assisi, rückseits



daß Papst Cœlestin, der Heilige, sie dadurch geehrt hat, daß er auf einem Esel durch ihre Tore zur Papstkrönung einritt.

In den Abruzzen verstreut liegen noch viele, wenn auch nicht weltberühmte Zeugen romanischer Architektur. In ihnen muß die frühe Kunst von Monte Cassino weiterleben, weil sie in ihrem Einflußbereich entstanden sind. Durch ein Buch bin ich auf Bominaco aufmerksam geworden. Als ich mich bei der Wirtin des Albergo in Aquila erkundige, wie ich am besten dorthin gelangen könne, ist sie zuerst erstaunt, daß ich von dem entlegenen Ort überhaupt etwas wisse, und empfiehlt ihn mir dann entzückt: „E una poesia!“ Nach einer Stunde Busfahrt — ich sitze ganz vorn neben dem Lenker, damit mir nichts entgehe und damit ich im Notfall den Heimweg selber wieder finde — und nach einem Stündchen Fußwanderung erreiche ich die ehrwürdige Stätte. Den Custode muß ich ins Dorf suchen gehen. Ich werde seine Geduld auf die Probe stellen. Die Abteikirche hat die in den Himmel aufgenommene Gottesmutter zur Patronin. Das heimelt mich an. Dynamisch entfaltet der Akanthus seinen Rhythmus, und die Feuerräder drehen sich die steinernen Rosetten am Kubus der Kanzel. Als gewundene Säule erhebt sich der Osterkandelaber auf dem Rücken eines Löwen, der dem Lumen Christi untertan und dienstbar geworden ist, ob er wollte oder nicht. Denn er trägt das Gewicht nicht so leicht wie jener andere in Como droben das Weihwasserbecken. An die Abbaziale schmiegt sich die kleinere, freskengeschmückte Laienkirche. Wie treffend: Sie nennt sich San Pellegrino! Nachdem das Monumento Nazionale wieder sicher hinter Schloß und Riegel ist, hocke ich mich auf die Sonnenseite des Klosterhügels und halte im dünnen Schatten der Oel- und Mandelbäume Picknick. Ich würde jetzt mit keinem tauschen, der im Mövenpick am engen Tischchen gabelt. Vor mir liegt eine abgerundete Talmulde von einer Lieblichkeit sondergleichen. Sie ist gelb und schwarzbraun und in allen Grün gestreift. An der tiefsten Stelle liegt das Spiegelchen eines Weihers. Ueber alles ist der milchig angeschlagene Himmel gespannt. Wirklich, è una poesia! So berückend ist dieser Fleck Erde, daß ich schließlich zusehen muß, wie mir auf der großen Straße unten die blaue Autocorriera davonfährt. Doch ich habe Glück. Ein Gentiluomo, der geahnt haben muß, daß ich dem fernen Aquila zustrebe, lädt mich in seinen Wagen.

So komme ich rechtzeitig vor der schönsten Kirche von Aquila an: Sta. Maria in Collemaggio. Die in warmem Weiß und mildem Rot gemusterte Fläche der Fassade sonnt sich gerade im vollen Abendlicht. Diese vorgeblendete Fassade, die nur ihre Schönheit darbieten will und ihr vollendetes Maß: welcher Gegensatz zur herben Körperlichkeit von Portonovo! Im rechten Seitenschiff vorn ruht der Leib des Petrus Cœ-

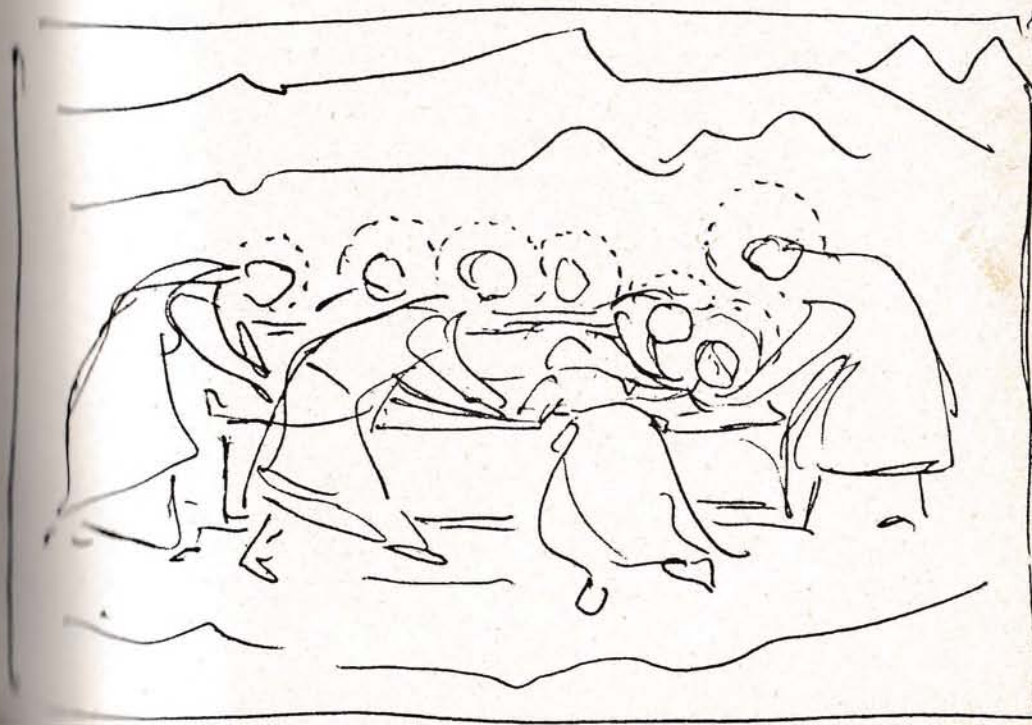
lestinus, nostri ordinis. Bevor ihn die Kirchenpolitiker in der Verlegenheit zum Papst machten, hatte er die Flanke des Monte Morrone, über der reizenden Senke von Sulmona beeinsiedelt. Ich zünde eine Kerze an — nicht um jenem freundlichen Herrn recht zu geben, der mich einmal im Wartsaal dritter Klasse, Zürich-Hauptbahnhof, mit „Kerzenschmelzer" titulierte. Hart ans Gitter knie ich und betrachte durch die Eisenstäbe und das Glas des Sarkophages die seligen Züge des Heiligen. Er gehört zu meinen Lieblingsheiligen. Solche darf man doch haben, so gut wie seine Lieblingsmaler. Ich mache keine Propaganda für Petrus von Morrone. Wenn sich zu viele an seinen Saum klammerten, käme ich zu kurz, quia statura pusillus sum.

Das Reisen, das mich glücklich macht, ist eine Mischung von Ferienfahrt, Studienfahrt und Wallfahrt. Ich tue nicht absichtlich Erbsen in die Schuhe, aber der Herr möge jeweilen der Schweißperlen achten, die auf die Straße kollern. Die par-excellence-Wallfahrtsorte verachte ich keineswegs, doch bevorzuge ich die kleineren Gnadenorte. Ferner nehme es mir keiner übel, wenn ich nebenbei auch zu einigen heiligen Frauen gepilgert bin, beispielsweise zur heiligen Odilia im Vogesenwald, zur heiligen Katharina in der Fontebranda zu Siena, zur heiligen Rita in Lucca, zur heiligen Agnes in Montepulciano, zur heiligen Margareta in Cortona ... Seit den Kindertagen, da ich mit Großmutter zur heiligen Idda auf die Toggenburg wallfahren durfte, haben mich besonders die Wald- und Höhlenheiligtümer angezogen.

Von St. Maximin-en-Provence kommend, bin ich einmal durch die Pracht des Forêt National zur Grotte de la Ste. Baume hinaufgestiegen. Da oben soll Maria Magdalena als Einsiedlerin ihren Lebensabend verbüßt haben. Ob sie wohl auch eines schönen Spätnachmittags auf den St. Pilon geklettert ist, unter dem sich ihre Höhle befindet, und von dort oben die südliche Provence bewundert oder auf die blaue Küste zurückgeschaut hat, die sich von Marseille gegen Toulon hinzieht? Oder ob sie, von der Dunkelheit des Felseninnern blind geworden, nur mehr Ausschau hielt nach dem Glanz der ewigen Hügel und nur mehr einzutauchen begehrte in das Meer der Barmherzigkeit Gottes? Ohne es zu wissen, bin ich die „Route des Rois" gelaufen. Ein Provençale erklärt mir, die französischen Könige — er weiß auch nicht, welche von den vielen — seien alljährlich da herauf gepilgert, um für ihre Sünden Buße zu tun. Sei dem, wie ihm wolle, für einmal freue ich mich meiner königlichen Vorfahren.

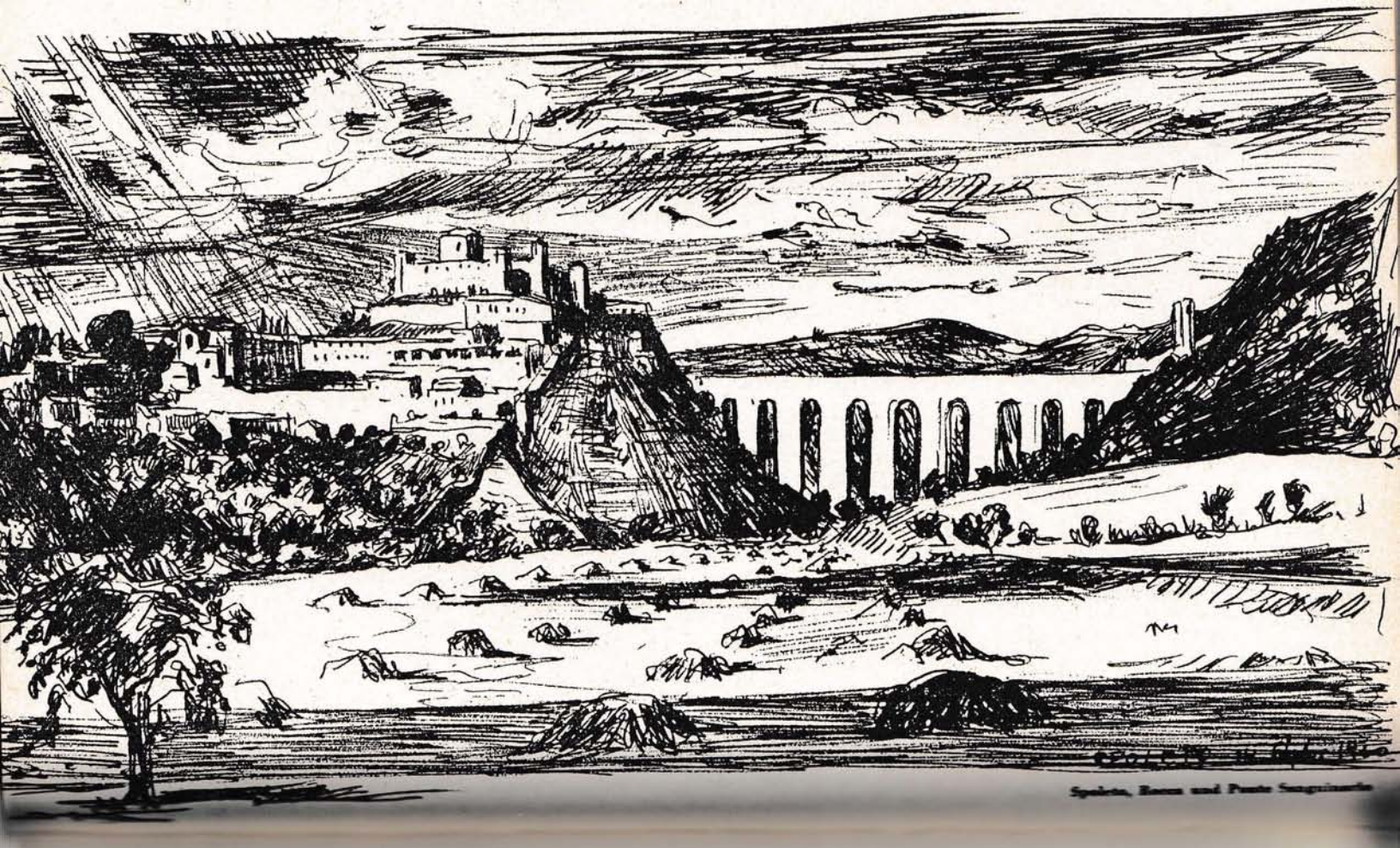
Es geziemte sich, daß ich, als vagans monachus, auch der heiligen Sara in Les Saintes-Maries-de-la-Mer ein Besüchlein machte. Sie haust dort unter den schweren Mauern der Festungskirche. Aber ein leichtes Zelt oder ein gedeckter Wagen mit Holzrädern paßte besser zu ihr, ist

Bominaco, S. Pellegrino:
Detail aus den Fresken

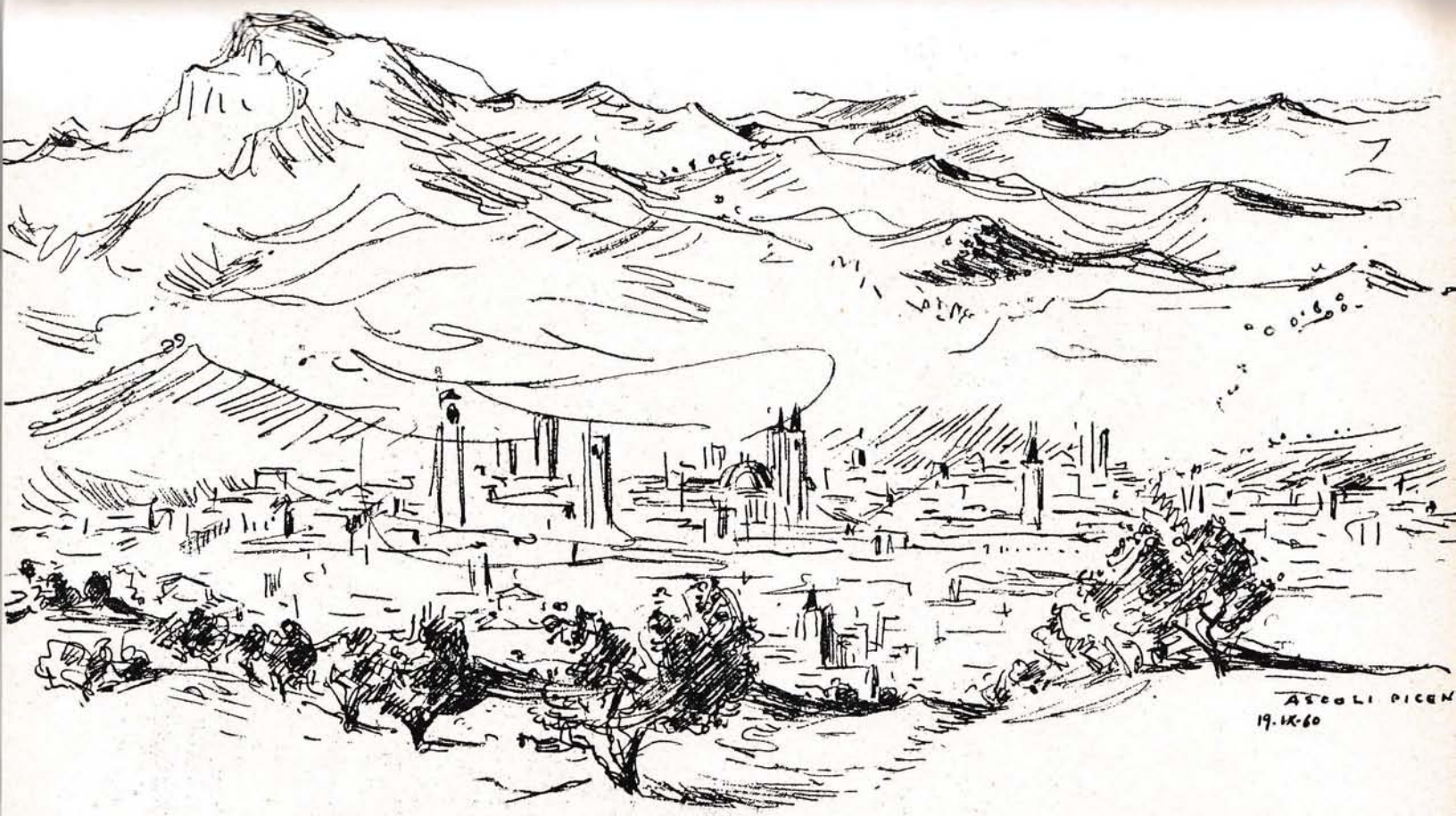


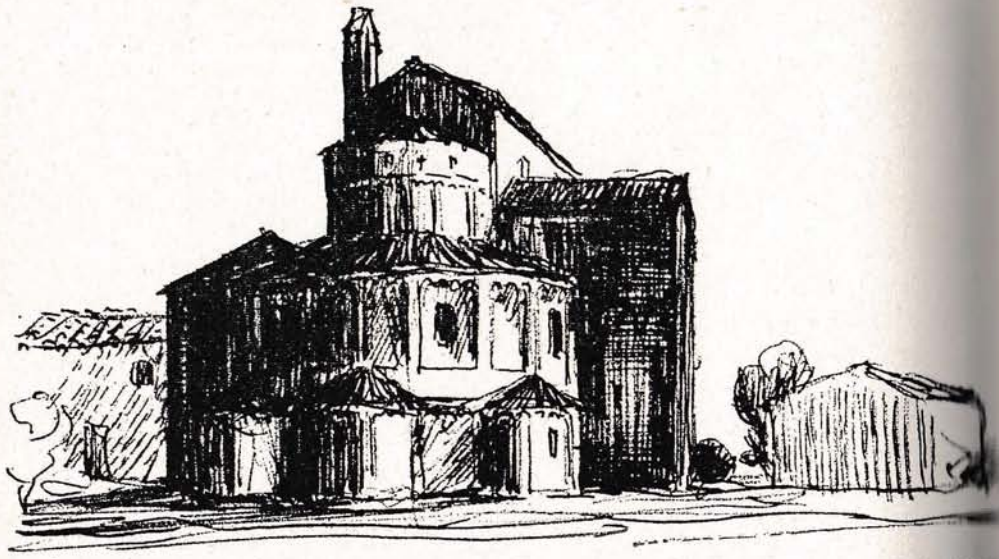
Spoleto (Umbrien), Dom:
Detail aus den Tafelmalereien
des Hauptaltars

P.K.ST. 11.IX-1960
NORCIA



Spoleto, Rocca und Ponte Sanguinario





Borgo Montecosaro (Macerata), S. Maria a Piè in Chie

San Clemente in Casauria (Pescara)

sie doch die hochverehrte Patronin der Zigeuner und des nichtautofahrenden Volkes. (Bei Aquila begegnete ich zwar einer Gruppe Zigeuner, die führten nebst den Pferdegespannen auch einen ansehnlichen Autopark mit sich.) Die Statue Sankt Saras ist über und über mit Zetteln bedeckt: die Menschen haben ihre Anliegen der Heiligen schriftlich auf den Leib geheftet. Auf etwas weniger materiellem Wege suche ich mit der dunklen Gestalt Kontakt zu bekommen. Es ist mir, die Heilige verstehe mich über die flackernden Kerzen hinweg, lächle mir mütterlich zu und bedeute mir aus Erfahrung, daß die vollkommene Stabilitas erst möglich sein wird, wenn das Menschenherz einmal ganz zur Ruhe gekommen ist in Gott.

Loreto macht größeren Aufwand. Obgleich es schon Nacht ist, finde ich die große Treppe, die von der Stazione zur Basilika hinaufführt. Außen bin ich vom Regen naß und inwendig von der Anstrengung. Ich steure schnurstracks auf das Ziel los, auf das berühmte Häuschen von Nazareth. Es scheint mir, ich finde es mit der Sicherheit und fast auch mit der Schnelligkeit des Erzengels Gabriel. Denn die Italiener haben es unfehlbar lokalisiert und fixiert. Wie das Portiunkula-Kirchlein des heiligen Franz in Sta. Maria degli Angeli haben sie es in einen Dom eingeschlossen. So können die Engel nicht mehr kommen und es heimlich wegtragen über die nahe Adria. In diesen vier kleinen Mauern also habe Maria gelebt, sei der Anfang unserer Erlösung geschehen. Die inbrünstige Andacht und der ungehemmt zum Ausdruck gebrachte Glaube der unaufhörlich hereindrängenden, sich schiebenden Pilger nehmen mich mit. Si vocem eius audieris, noli obdurare cor tuum! Vom Aeußern des riesigen Sanktuariums habe ich nur die dunklen Mauern gesehen. Aber ich bin zufrieden mit meiner peregrinatio und beneide die Wallfahrer nicht, die der Pullman-Car vor das große Portal ausschüttet.

Noch am selben Abend fahre ich in das benachbarte Recanati hinüber — in gewissem Sinn auch eine Wallfahrt. Das Städtchen Recanati hält einen Hügelkamm besetzt. Es ist sichtlich stolz, die Vaterstadt Giacomo Leopardis zu sein. Am östlichen Ende steht das Elternhaus des Dichters. Dort durchbrach er angesichts der weiten Landschaft die Enge der mütterlichen Herrschaft und die Debilität seines Körpers mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen. Kaum daß die Sonne aufgegangen ist, sitze ich draußen auf dem „Colle dell'Infinito" und schaue über das Meer der Hügel, das zwischen der glitzernden Adria und dem fernen Apennin ausgebreitet liegt.

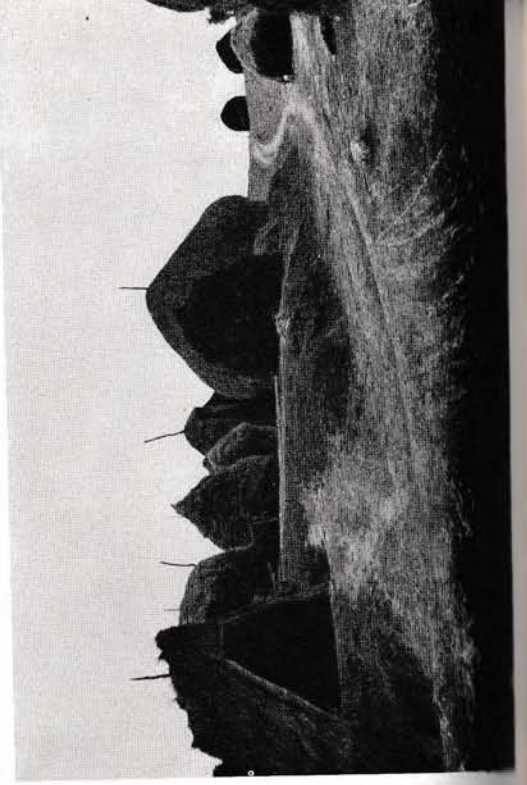
Ma sedendo e mirando, interminati
Spazi di là da quelle, e sovrumani
Silenzi, e profondissima quiete
Io nel pensier mi fingo.....
e mi sovvien l'eterno,
E le morte stagioni, e la presente
E viva, e il suon di lei. Cosi tra questa
Immensità s'annega il pensier mio:
E il naufragar m'è dolce in questo mare.
(Leopardi, L'Infinito)

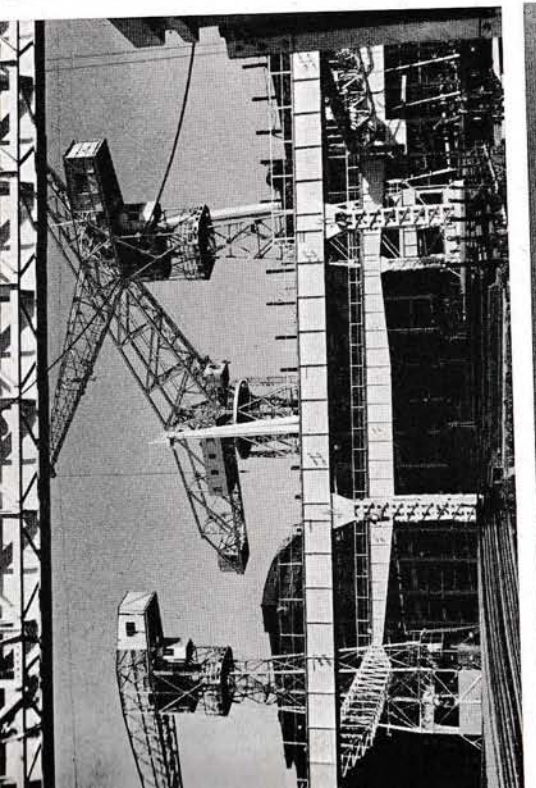
Mein Elternhaus stand in einiger Höhe über dem weiten Bodensee und trug zurecht den Namen „Lueg is Land". Das tönt biederer, nicht so großartig und fast religiös wie „Colle dell'Infinito". Doch habe ich von da eine Liebe mitbekommen für alle Punkte dieser runzeligen Erde, die so hoch gelegen sind, daß man dort in große Ferne blicken kann. Darum bin ich doch dem Gran Sasso zu Leibe gerückt. Darum konnte ich es nicht lassen, von den Carceri ob Assisi aus auch noch den Monte Subasio zu besteigen, obschon der eisige Aprilwind es mir verwehren wollte. Aber der Himmel war blau, und unter seinem Dach strahlte Umbrien, das Herz Italiens, ringsum.

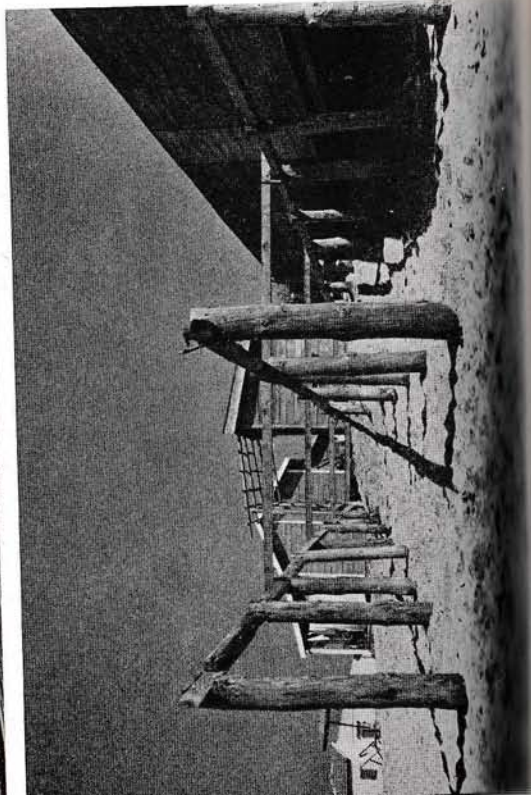
Die Hügel der Marken, die vom Rückgrat des Apennin in immer neuen Ketten zum Meer hinunterwellen, gleichen den toskanischen, ja sind noch fast weicher als jene, die sich oft sehr abrupt gebärden. „Dolci colli" nennt sie Cecco d'Ascoli, ein Zeitgenosse Dantes. Eine Hügelkette in der Provinz Chieti oder Pescara durchwandere ich in der Quere. Abseits von der Heerstraße der Wagenbesitzer. Ich stoße auf einen rosigen Parroco. Seine Kirche hat zu Ehren des San Giovanni Battista den schönsten Platz der Anhöhe eingenommen und hält nun die Häuser des Städtchens eng um sich versammelt wie eine Henne ihre Küchlein. Nur ein paar wenige haben sich weiter weggewagt. Ich glaube, der Pfarrer ist unterwegs, um nach dem Rechten zu sehen. Er zeigt sich höchlich erstaunt, daß ich so — senza macchina — daher gelangt bin. Aber die Bauern haben mir das Herz mit einem Gläschen Nostrano gestärkt.

Noch dankbarer ist es, dem Längsverlauf einer Hügelkette zu folgen, sich von dem sanften Auf und Ab ihres Rückens bis an die Küste hinabtragen zu lassen. Dort unten wedelt die Mole eines kleinen Hafens noch ein Stück weit ins Wasser hinaus. Dann setzt der weiße Signalturm der Bewegung endlich ein Ende. Aber es ist Leben da. Der Hafenmauer entlang stelzen die Fischerhütten auf dünnen Beinen. Die Fischfanggeräte senken und heben sich. Die Sonne fällt, ehe sie untergeht, hochrot und groß in die Netze. Drüben stehen Fischerkutter im Bau. Einer

Im Massiv des Gran' Sasso d'Italia
Monte Intermesoli — Campo Imperat







ist fertiggestellt. Sein frisch lackierter Bauch glänzt noch in der Dämmerung. Festlich flattert schon die Schar der Wimpel an den Tauen. Morgen, erzählen die Leute, wird das Schiff die Jungfernfahrt unternehmen. Man wird ihm von beiden Molen aus Glück zurufen, wenn es ins Wasser gleitet. Die Kinder werden ihm bis ans äußerste Ende der Mauer nachlaufen und ihm nachwinken, wie sie es bei uns tun, wenn ein Hochzeitspaar aus der Kirchenporte ins Freie schreitet.

Von San Benedetto di Tronto, dessen Hafen eine besonders farbenfrohe Kollektion von Booten in den Armen hält, gelange ich landeinwärts nach Ascoli Piceno. Ich habe zu skizzieren versucht, wie die Stadt in den Hügeln eingebettet liegt. Im Hintergrund erhebt sich über alle der Monte dell'Ascensione. Er erinnert in seiner Form tatsächlich an die Verklärungs- und Himmelfahrtsfelsen der italienischen Renaissancemaler. Von dort oben möchte ich einmal das Picenum überschauen! Für diesmal nimmt mich die vieltürmige Stadt da unten gefangen. Es heißt, sie sei älter als Rom. Gregorovius meint irgendwo, es komme viel darauf an, aus welchem inneren Gesichtspunkt man eine altertümliche Stadt betrachte: „denn es ist immer die Vorstellung selbst, die das den Dingen an sich Eigene und Bedeutende erklärt." Was ich in Ascoli vor allem erjagen möchte, das ist der „Schwarm romanischer Kirchen", der sich zwischen den alten Häusern und den einfachen Palästen unauffällig niedergelassen hat. Sie sind im Innern dämmrig und bergen unberühmte, aber ergreifende Reste religiöser Kunst. Eine, die anscheinend noch als Pfarrkirche dient, füllt sich just mit Kindern und Frauen. Der Pfarrer hat mich Fremdling bemerkt, kommt, von der Neugier getrieben, aus der Sakristei und setzt seine stattliche Fülle neben mich in die Bank. Sich meinem Interesse anschmiegend, erklärt er mir sehr laut und gestikulierend die Renovationsbedürftigkeit des Raumes, während die Mädchen im Chorbänklein vorn sich stoßen und puffen und in die Haare geraten.

Herrlich, wahrhaft signoril ist Ascolis Piazza del Popolo. Sie wird gebildet von der Südseite des gotisierenden Domes, von der Front des Palazzo del Popolo und den Arkaden, welche die übrigen Seiten des großen Rechtecks schließen. Die Ascolesen haben ihren Dom dem heiligen Franz geweiht, weil er sie einst besuchen kam. Zwei picenische Türme flankieren den Chor, und über die Vierung erhebt sich eine Kuppel, die in ihrer Helle schwerelos scheint und märchenhaft in die Himmelsbläue sich wölbt. Vom Stadtpalast herunter schaut das steinerne Bild Papst Pauls III., umgeben von den Emblemen der farnesischen Sippe. Ihm soll es einst gelungen sein, sich die freiheitsliebende Stadt für ein paar irdische Jährlein botmäßig zu machen. Jetzt gurren die Tauben auf seiner Tiara und verfahren nicht gar sittsam mit dem

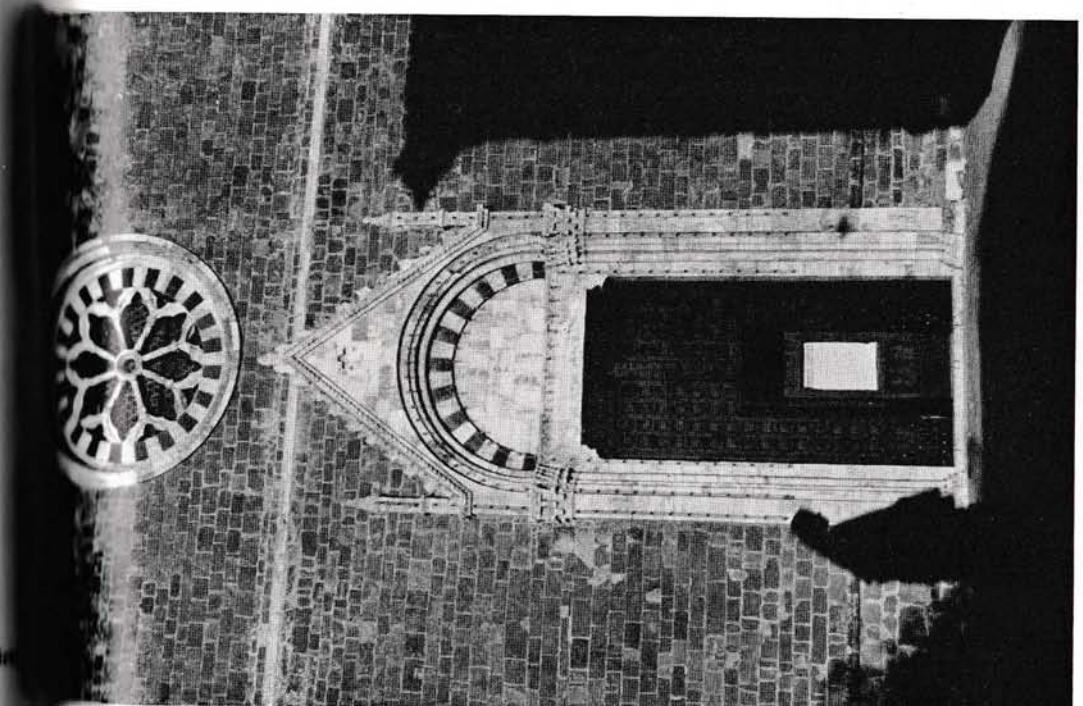
La Ciotat (Provence), Schiffswerft — Pescara, Fischerhütten
Marina di Pisa, Stabilimenti — Mont' Oliveto (Siena), Strohhütten und Tristen

heiligen Hut. Es scheint, daß abends zwischen acht und elf Uhr die ganze Stadt sich auf der Piazza Stelldichein gibt, spazieren, flanieren, parlieren und karessieren kommt. Das ist ja die allbekannte südländische Art. Aber nie habe ich die menschliche Funktion eines Platzes so vollkommen erfüllt gesehen wie hier. Kein Fahrzeug ist parkiert. Nur Menschen sind da, fast so dicht wie in einem Dom. Es ist ein wogendes Geplauder, und immer wieder spritzt der Schaum hellen Gelächters auf. Ueber den Architekturen ist der sternbesäte Himmel ausgespannt.

Ascoli Piceno! Der Name allein schon ist graziös. Dem Klang nach könnte man vermuten, die zahllosen Orte müßten lauter Lieblichkeit einschließen, wie etwa: Camerino, Amandola, Amatrice, Roseto, Montecosaro. Aber nicht immer halten die Namen, was sie versprechen. Auf der Fahrt nach Marseille erwachte ich seinerzeit gegen Morgen beim Anhalten des Zuges und hörte vom Bahnsteig her in provenzalischem Wohllaut den Namen Miramas rufen, zwei, drei Mal. Er klang mir so in den Ohren nach, daß ich den Ort nachher auf der Karte suchte und, als ich ihn nordwestlich des Etang de Berre gefunden hatte, gar beschloß, auf der Rückfahrt dort Halt zu machen. Ich stellte mir vor, es müsse ein wunderbarer Fleck sein, der so einen Namen trägt. Ich gestehe: Meine Phantasie hatte damals meinen Verstand verführt und getäuscht. Trotzdem würde ich heute noch, wäre ich ein vermöglicher Weltmann, mein Ferienhaus auf der Hügelkuppe nicht „Lueg is Land" taufen, sondern „Miramas". Denn darin ist „Lueg is Land" enthalten und noch viel mehr.

Mit dem Sindaco des sonoren Städtchens Montecosaro mache ich an einer geschlossenen Barriere Bekanntschaft. Ich möchte das romanische Bauwerk Sta. Maria im Chientital besuchen. Erbaut von meiner Absicht, führt er mich alsogleich im Wagen dorthin. Stolz erklärt er mir die jüngst durchgeführte Restauration der Kirche, denn sie steht in seiner Gemeinde. Er wartet auch geduldig, bis ich meine Skizze zu Faden geschlagen habe. Und dann bringt mich seine gentilezza auch noch nach Civitanova an die Bahn.

In Torre de'Passeri am Oberlauf des Pescaraflusses verlasse ich den Zug, um San Clemente in Casauria aufzusuchen. Vom „Atem der großen Geschichte" im Bereiche dieser Reichsabtei, die der Karolinger Kaiser Ludwig II. um 871, während seiner Kämpfe mit den Sarazenen gegründet hat, spüre ich zunächst wenig. Die Luft auf der mittäglichen Straße ist stickig, und die schwerbeladenen Lastwagen, die nach Sulmona hinauf oder ins ewige Rom hinüber fahren, drücken mich an den Straßenrand. Kein romanischer Glockenturm kündigt die Nähe der Abtei an. Doch jetzt taucht zwischen üppigem Baumwuchs ein langgezogenes Kirchendach auf. Es muß sie sein. Da ist auch schon das



Montalcino (Siena). Portal — Spoleto, Skulpturen an der Fassade von San Pi

Tor und die Glocke. Im Schatten der Vorhalle geheimnissen der Skulpturenschmuck des Hauptportals und die dunkle Bronzetür. Der heilige Papst Klemens thront in der Lünette mit der Unbeholfenheit des frühromanischen Stils. Aber er hebt segnend die Rechte über jeden Besucher. Abt Leonatus übergibt ihm, von der Seite herantretend und ein wenig kniefällig — der Intention nach aber sicher ganz kniefällig und devot —, das Modell der Klosterkirche, die er erbauen ließ. An den Kapitellen links und rechts gerieren sich Tiere und Menschlein im Stein, als trieben sie Unfug zusammen. Vermutlich aber sind sie ernster gemeint, und ich frage mich, ob die Menschen jener vergangenen Zeit sich duckten, wenn sie beim Durchschreiten der Pforte den eulenhaften Blick der oben sitzenden Wesen über sich fühlten.

Das Portal kann zwar keinen Vergleich aushalten etwa mit den romanischen Portalen von Arles oder St. Gilles, Autun oder Moissac. Der Innenraum jedoch hält eine Ueberraschung bereit. Er ist als Architektur nichts Außergewöhnliches: eine dreischiffige Basilika, im Chor vorn von einem kurzarmigen Querschiff durchkreuzt. Aber der Raum wird in seiner dreidimensionalen Ausdehnung selten schön erlebbar gemacht durch drei plastische Elemente, die in vollendeter Plazierung darinnen stehen. Es sind Prachtsstücke an Proportion: im erhöhten Mönchschor vorn der Altar mit dem steinernen Baldachin darüber und dann die Kanzel und der steinerne Osterleuchter, beide verhältnismäßig weit im Volksraum hinten aufgestellt. Ganz frei steht der Leuchter im Schiff. Man wird an den Kandelaber des Evangeliums erinnert, auf den das Licht erhoben werden soll, „damit es allen leuchte, die im Hause weilen". Welche Bedeutung müssen Auftraggeber und Schöpfer dieses ragenden Stückes Stein der Osterkerze und dem Mysterium Paschale zugemessen haben! Ich versuche mir die Zeremonie zu rekonstruieren, mit der die Kerze auf die wohl gegen vier Meter hohe Säule erhoben wurde. Aber da bin ich nicht auf der Höhe.

Der Pergamo, d. h. die auf Säulen ruhende Kanzel, muß in diesen Gegenden Italiens besonders beliebt gewesen sein... Ich treffe auf meiner Ferienfahrt, die also zeitweilig in eine Kunstreise — ohne wissenschaftliche Fußnoten — umschlägt, prächtige Exemplare, z. B. auch in Moscufo (Pescara), Sta. Maria di Arbona (Chieti), Prato d'Ansidonia (Aquila). Eine herrlichere bildhauerische Darstellung der Evangelistensymbole als den Johannesadler und den Markuslöwen, wie sie zusammen auf die Kanzelbrüstung von Sta. Maria Maggiore zu Pianella (Pescara) hingesetzt sind, habe ich nie gesehen. Aber eben — man muß diese Herrlichkeiten mit eigenen Augen schauen können. Den Zutritt muß man fast immer mit staubigen Schuhen bezahlen, vielleicht auch einmal mit einem Schranz in die Kutte.

inaco, Basis des Osterleuchters — Como, Weihwasserbecken im Eingang des Domes

Man wird es mir nicht verargen, wenn ich in der ehemaligen Abbazia benedittina von San Clemente in Casauria nicht nur beglückt, sondern dazu ein wenig traurig werde. Denn auch hier ist das Leben fort, ist die Seele nicht mehr gegenwärtig, für die allein der Leib dieses Bauwerks geschaffen wurde. Die Bäuerin des anstoßenden Landgutes hat mich beim Zeichnen entdeckt. Da ich mir erlaubt habe, in ihr Feld einzudringen und unter einem Oelbaum mich einzurichten, muß ich ihr wohl auch gestatten, neugierig zu sein. Sie weiß zu berichten, die Abtei würde wieder besiedelt werden, nicht von Mönchen, aber von Religiosen, wenn ich sie recht verstanden habe. Sobald ich mit dem Bild fertig sei, solle ich aufs Gehöft kommen. Dort muß ich im Keller den Wein gustieren und die frischen Feigen versuchen. Neben der Trotte lagert ein gewaltiges Faß. Auf dem dunklen Oval steht mit Kreide ein Mädchen gezeichnet. Primitiv, jedoch von großen Kindern. Deutsche Soldaten hätten hier gehaust. In Ermangelung des Bessern wahrscheinlich hat einer von ihnen die Zeichnung gemacht. Die Bauern löschen sie nicht aus — zum Andenken. Zum guten Andenken übrigens; denn die Deutschen hätten sonst dem Faß nichts zuleide getan, obschon es voll gewesen sei. Ob sie von dem „Atem der großen Geschichte" — die auf diesem Boden Italiens auch ein gutes Stück deutscher Geschichte bedeutet — angehaucht waren, daß sie sich so ehrenhaft benahmen? Nur die Brücke über die nahe Pescara sprengten sie beim Rückzug in die Luft, was wir ihnen nun ein wenig verzeihen wollen.

Eben fuhrwerkt der Bauer in den Hof. Er hat Aepfel zur Bahn geführt. Wer weiß, vielleicht rollen sie in die Schweiz und werden sich schon übermorgen den Zürchern und Baslern, in hygienische Seidenpapierröcke gekleidet, als Südfrüchte zu präsentieren haben und werden mit der geröteteren Wange die einen wie die andern — wie kann man auch! — gleichermaßen freundlich anlächeln. Ich werde ihnen bald nachreisen. Der Bauer aber ist sichtlich befriedigt, als es mir trotz dem mageren Wortschatz ihm zu erklären gelingt, wir Schweizer hätten früher auch viel Streit gehabt mit den Deutschen und den Oesterreichern. Aber ist es nicht so? Wenn man die unendliche Vielfalt und die wechselnde Schönheit der Landstriche vom St. Gotthard bis zu den Küsten der Meere durchfährt, durchwandert, beaugapfelt, wenn man mit den verschiedensten Menschen redet und dabei erfährt, wie schnell sich trotzdem Menschenherzen verstehen können, fragt man sich, warum dennoch soviel Krach, Unfriede und Spaltung sind auf dieser Erde. Rühren sie nicht auch her von jenem starren, unbeweglichen Hocken auf eigenem Besitz und Recht? Die Seßhaftigkeit und all ihre raffsüchtigen und neidischen Töchter nicht zu kennen, jedenfalls nicht zu heiraten, ist das Glück des Vagabunden. Und auch dies: daß er die

irdischen Wirklichkeiten nicht jahrein jahraus trägt wie einen Panzeranzug, der preßt, sondern auch einmal einzutauschen versteht gegen ein Stück leichter atmender Emballage. Als Farben würde ich wählen: azzurro und umbra.

P. Karl Stadler